

2020

Literaturpreis der
Konrad-Adenauer-Stiftung

Hans Pleschinski

Michael Braun / Susanna Schmidt (Hrsg.)



Literaturpreis der
Konrad-Adenauer-Stiftung
2020

Inhaltsverzeichnis

Begrüßung

Norbert Lammert 5

Literatur als Kompass der Freiheit.

Laudatio auf Hans Pleschinski

Karin Prien 15

Dankrede

Hans Pleschinski 29

Programm der Feierstunde 45

Impressionen 49

Verleihungsurkunde 70

Über die Freiheit im Echoraum der Literatur

Gespräch mit Hans Pleschinski

Oliver Jahraus und Michael Braun 73

Zeittafel – Hans Pleschinski 91

Laudatorin 2020/21 99

Begrüßung

Jury 2020103

**Literaturpreis der
Konrad-Adenauer-Stiftung 1993–2019**111



Norbert Lammert

Guten Abend, meine Damen und Herren,

ich begrüße Sie alle herzlich hier in unserer Akademie zur Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung für das Jahr 2020 an Hans Pleschinski. Ich bedanke mich gleich zu Beginn bei dem Komponisten und Pianisten Hans Lüdemann, der uns mit seiner eigens für den Preisträger komponierten Arbeit im wörtlichen und übertragenen Sinne des Wortes „Tiefblau“ in diesen Abend eingeführt hat. Sie werden es mir nicht übelnehmen, Herr Lüdemann, dass mir daran nicht nur die Assoziation an einen mir besonders willkommenen Roman besonders gut gefällt, sondern auch an das Adenauer-Blau, mit dem nicht nur hier das Auditorium ausgestattet ist.

Wenn Sie den Eindruck haben sollten, es könne doch nicht normal sein, dass ein Preis für das Jahr 2020 erst Ende 2021 verliehen wird, haben Sie selbstverständlich Recht. Aber was bitte war in den letzten anderthalb Jahren wirklich normal? Normalerweise verleihen wir diesen Preis seit inzwischen beinahe dreißig Jahren in Weimar, normalerweise sind dann einige Hundert Menschen dabei, Freunde der Literatur und der Adenauer-Stiftung – das ist noch eine nicht ganz identische, aber zunehmend kongruierende Versammlung. Natürlich musste diese wunderschöne und für uns auch zentrale, unverzichtbare Tradition im vergangenen Jahr – wie viele andere Aktivitäten auch – ausfallen. Im Unterschied zu manch anderen Veranstaltungen, die ähnlich – wenn auch

nicht genauso – in anderen Formaten stattfinden konnten, waren wir uns sehr schnell sehr einig, dass die Verleihung eines Literaturpreises ganz sicher nicht in einem Streaming-Format auf Monitoren, in einer nicht kalkulierbar flüchtigen Community, sondern entweder live und in Farbe oder eben gar nicht stattfinden wird. Auch das hat ja etwas mit Kulturverständnis zu tun. So haben wir in der stolzen Geschichte des Literaturpreises der Adenauer-Stiftung zum ersten Mal die Situation, dass wir nicht weniger als drei Anläufe gebraucht haben, um nach jeweils drei gefundenen Terminen, einschließlich der freundlichen Zustimmung der Laudatorin, heute nun endlich und Gott sei Dank hier gemeinsam diese Preisverleihung durchführen können.

Die Adenauer-Stiftung vergibt nicht zufällig seit Jahrzehnten Jahr für Jahr einen Preis für Literatur. Unter rein statistischen Gesichtspunkten wäre das nicht zwingend notwendig gewesen, weil schon damals zu Beginn der 1990er Jahre, als Frau Lermen die Stiftung auf diesen klugen Gedanken brachte, es einige Hundert Literaturpreise in Deutschland gab, deren Reihe schlicht zahlenmäßig zu verlängern kein hinreichender Grund gewesen wäre. Aber es gibt zwei Gründe, auf die ich heute Abend doch gerne noch einmal hinweisen möchte, die den damaligen Vorsitzenden Bernhard Vogel und seinen Nachfolger Hans-Gert Pöttering wie auch den amtierenden Vorsitzenden sofort davon überzeugt haben, dass wir unser Verständnis der Arbeit einer politischen Stiftung – ich will nicht sagen noch besser als mit dem, was wir erwartungsgemäß tun, aber jedenfalls besonders gut ergänzend zu dem, was wir ansonsten tun – durch einen solchen Preis zum Ausdruck bringen können, der im Laufe dieser dreißig Jahre ja auch

nicht zufällig ein eigenes Profil und einen bemerkenswerten Rang gewonnen hat. Das ist ein besonderer Anlass, den Mitgliedern der Jury zu danken, die diesen Preis zu dem gemacht haben, was er inzwischen geworden ist: Ich habe Frau Professorin Lermen schon erwähnt, die als Gründungsmitglied der Jury bis heute als Ehrenmitglied angehört; ich freue mich, dass der Vorsitzende der Jury, Professor Jahraus, bei uns ist, Frau Lieberknecht – und ganz besonders herzlich begrüße ich die beiden neuen Mitglieder der Jury, Frau Kegel und Herrn Matz.

Nicht alle Preisträger der Konrad-Adenauer-Stiftung haben im Anschluss an unsere Preisverleihung auch den Literaturnobelpreis erhalten wie Herta Müller, aber es ist eine eindrucksvolle Galerie herausragender Frauen und Männer, die viele andere deutsche Literaturpreise auch schmücken würde, so sie diese nicht ohnehin davor und danach erhalten haben. Das, was uns dabei besonders wichtig ist, ist das Anliegen, auf literarische Werke aufmerksam zu machen und eine breitere Öffentlichkeit – wenn eben möglich – für diese Werke zu interessieren, die sich nicht nur durch eine hohe ästhetisch-literarische Qualität auszeichnen, sondern durch politisch-gesellschaftliche Relevanz. Das eine mit dem anderen so zu verbinden, dass nicht offenkundig das eine zugunsten des anderen instrumentalisiert wird, ist nicht ganz so einfach, wie es sich als Kriterium formulieren lässt, trifft aber ganz sicher für unseren heutigen Preisträger zu. Das wird im Anschluss an meine Begrüßung die Laudatorin ganz sicher deutlich machen, die ich besonders herzlich begrüßen möchte: Liebe Frau Prien, ich bedanke mich ganz herzlich bei Ihnen, dass Sie diese Aufgabe sofort spontan und gerne übernommen und auch über die Terminturbulenzen hinweg

aufrechterhalten haben. Wir freuen uns alle auf das, was Sie heute Abend zu Hans Pleschinski und seinem literarischen Schaffen sagen.

Unter den zeitgenössischen Autorinnen und Autoren fällt mir im Übrigen spontan kein zweiter ein, der sich so intensiv, regelmäßig und ausführlich mit deutschen Literaturpreisträgerinnen und -preisträgern beschäftigt hat wie Hans Pleschinski – und Frau Prien wird im Zweifelsfall auch erläutern, dass und warum das so ist.

Ich will Ihnen nicht verhehlen, was ich vorhin schon bei meiner kurzen Dankadresse an Herrn Lüdemann geoffenbart habe: dass wir die Begeisterung insbesondere für Hans Pleschinskis Roman *Brabant* teilen, den ich allen von Ihnen, die ihn tatsächlich noch nicht gelesen haben, nur dringend zur Lektüre empfehlen kann, nicht nur weil im Allgemeinen dieses Verhältnis von ästhetischem Reiz und politisch-gesellschaftlicher Relevanz in besonders überzeugender Weise zum Ausdruck kommt, sondern weil er sich auf eine ebenso amüsante wie brillante, ernsthafte wie unterhaltsame Weise mit dem Selbstverständnis und der Verfassung Europas beschäftigt und das mit einem unter beinahe jedem Gesichtspunkt filmreifen Plot. Ich kämpfe, lieber Herr Pleschinski, jetzt schon seit Monaten, nachdem ich ihn gelesen habe, mit mir, ob ich wirklich einschlägige Adressen mit dem Anliegen adressieren sollte, daraus unbedingt einen Film zu machen, weil ich Ihren Roman seitenlang wie ein perfektes Drehbuch für einen Film, gegebenenfalls auch für eine Serie, gelesen habe. Und nur die regelmäßige Enttäuschung über Romanverfilmungen und deren Ergebnis, wenn man den Roman vorher

gelesen hat, lässt mich zögern, diese Empfehlung offensiv an andere Adressen weiterzugeben.

Dieses merkwürdige Verhältnis von Kleinmut und Übermut, zu dem die Europäerinnen und Europäer offensichtlich noch mehr bereit und in der Lage sind als die Bewohnerinnen und Bewohner anderer Kontinente, das wird in diesem Roman in einer bewundernswerten Weise vorgeführt. Und manchmal, wenn man vor Lachen vergisst, die Seite umzuschlagen, denkt man, und das mindestens, wenn man die nächste Seite erreicht hat: So witzig war das eigentlich nicht, was ich da gerade gelesen habe, was nämlich den Umgang der Europäerinnen und Europäer mit ihrem kulturellen Erbe, mit Zivilisation, den damit verbundenen Erwartungen, Hoffnungen, aber auch Verpflichtungen betrifft.

Das führt wieder auf die Perspektive zurück: Warum muss eine politische Stiftung Literaturpreise vergeben? Sie muss es nicht. Aber wir glauben, wir sollten das: weil für uns Kultur nicht eine hübsche willkommene Ergänzung von Politik ist, sondern der Kern unseres Politikverständnisses. Deswegen sind wir immer besonders gerne auf der Suche nach Autorinnen und Autoren, die genau diesen Zusammenhang zum Thema machen. Das müssen nicht immer Romane sein, das können auch Essays sein oder Hörspiele. Beinahe hätte ich gesagt, Hans Pleschinski wäre fast für jede dieser Variationen infrage gekommen, denn er ist als Essayist wie als Romancier wie als Übersetzer wie als Herausgeber immer wieder hervorgetreten, und deswegen bin ich fast sicher, dass Sie mir auch vor der Laudatio abnehmen, dass er ein würdiger Preisträger des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung ist.

Aber bevor ich ihm die dazugehörige Urkunde mit den dazugehörigen Glückwünschen überreiche, freuen wir uns jetzt auf die Laudatio der Bildungs- und Kulturministerin von Schleswig-Holstein. Liebe Frau Prien, Sie haben das Wort.

Literatur als
Kompass der Freiheit.
Laudatio auf
Hans Pleschinski



Karin Prien

Sehr geehrter Herr Professor Lammert,
meine Damen und Herren,
und ganz besonders: sehr geehrter Herr Pleschinski,

das höchste Gut ist die Freiheit. Diese Erkenntnis haben Sie, Herr Pleschinski, schon früh gewonnen. Geboren und aufgewachsen in der Lüneburger Heide, gerade einmal drei Kilometer entfernt von der Zonengrenze, war die deutsche Teilung, aber auch die Teilung Europas, allgegenwärtig. Diese Zeit beschreiben Sie sehr eindrücklich in *Ostsucht. Eine Jugend im deutsch-deutschen Grenzland* – der Erzählung ihrer eigenen Kindheit und Jugend.

In einem Interview mit dem Deutschlandfunk haben Sie einmal gesagt: „Ich bin neben einem deutschen Geschichtsbuch aufgewachsen, dem Todesstreifen. Das war sehr präsent für mich und meine Mitschüler und hat [...] uns zu dezidierten Bundesrepublikanern gemacht. Wir wussten, was Freiheit wert ist.“

Dieses Bewusstsein hat Sie, Herr Pleschinski, zu einem Reisenden gemacht, der seine Freiheit genossen hat. Nach dem Studium in München arbeiteten Sie für Galerien, die Oper und den Film. Sie wurden Stadtschreiber von Amman, Jordanien, und Writer in Residence an der Miami University in Oxford, Ohio – um nur einige Ihrer Stationen zu nennen.

Auch als Schriftsteller nehmen Sie uns immer wieder mit auf die Reise – auf eine Reise durch das Leben und die Zeit – und

besonders häufig auf eine Reise durch die deutsche und europäische Geschichte mit ihren Persönlichkeiten. So übersetzten Sie die Briefwechsel und Memoiren von Friedrich dem Großen, Voltaire, Madame de Pompadour und Else Sohn-Rethel.

In Ihrem jüngsten Roman *Am Götterbaum* bringen Sie uns den fast vergessenen Literatur-Nobelpreisträger Paul Heyse nahe und setzen ihm und der Stadt München ein sprachlich wunderschönes Denkmal. Ihre Werke sind lebendige Geschichtsschreibung. Und es ist Ihnen ein großes Anliegen, gerade mit Blick auf die deutsche Geschichte, ein vielfältiges Bild zu zeichnen. Ein Bild, das uns Deutschen eine Identifikation mit der eigenen Heimat abseits der Zeit von 1933 bis 1945 ermöglicht. Denn die Nazis haben uns, so sagen Sie, „unsere Geschichte geraubt“.

Mitunter gönnen Sie der deutschen Geschichte deshalb hier und da auch eine überraschende Wendung – und wir stellen uns unweigerlich die Frage: Was wäre gewesen, wenn ...? Etwa wenn in der Kurzgeschichte *Ausflug 83* der Student Carl aus München 1983 spontan seine Cousine Luise in Dresden besucht – ohne dafür jemals den Eisernen Vorhang zu überwinden. Es gibt diese innerdeutsche Grenze und alles, was mit ihr zusammenhängt, in dieser Geschichte schlicht nicht. Sie wird so erzählt, als wäre eine Reise von München nach Dresden damals das Normalste der Welt. Dabei ist die Erzählung in keiner Weise revisionistisch angelegt, sondern lenkt zuversichtlich den Blick auf das, was auch möglich wäre.

In Ihrem vielbeachteten Roman *Wiesenstein* skizzieren Sie die letzten anderthalb Jahre im Leben Gerhart Hauptmanns.

Im März 1945 fahren Gerhart und Margarete Hauptmann mit dem Zug von Dresden gen Osten in die Heimat – nach Schlesien. Wir erleben das Kriegsende in Schlesien, das Drama der Flucht, den Verlust von Heimat. Dabei schaffen Sie den Spagat, ohne jeden Verdacht auf Revanchismus, ein schweres Kapitel der deutschen Geschichte zu erzählen und ein Gefühl davon zu vermitteln, was verloren ging.

In *Königsallee* beschreiben Sie einen anderen großen Literaten – Thomas Mann – und das Deutschland der 1950er Jahre. In der Ihnen eigenen Mischung aus Fiktion und Realität beschreiben Sie ein fiktives Wiedersehen zwischen dem 79-jährigen Thomas Mann und dessen einstiger Liebe Klaus Heuser 1954 in Düsseldorf.

Gerhart Hauptmann und Thomas Mann sind beide eng mit der jüngeren deutschen Geschichte verbunden, beide haben sie geprägt; und in ihrem schicksalhaften Leben spiegeln sich auch die großen Umbrüche der deutschen Geschichte wider. Und beide Männer wurden durch den Krieg zu Bürgern ohne Heimat.

Was zeichnet sie eigentlich aus, diese Heimat? Auch diese Frage stellen Sie in Ihren Romanen; etwa den Passagieren der ‚Brabant‘. In dem gleichnamigen Roman macht sich ein pan-europäischer Kulturverein mit dem Hotelschiff ‚Brabant‘ auf den Weg nach Washington, D. C. Die Mitglieder wollen verhindern, dass im Südosten Roms, mitten in der Wiege der Kunst, Kultur und Geschichte Europas, ein Euro-Disney-Park entsteht.

Michael Braun, der heute auch anwesend ist, hat über diesen Roman geschrieben, dass sein „eigentlicher Protagonist“ das „Gespräch über Europa“ sei. Europa finde als Gespräch statt und damit stelle sich die Frage nach der Diskursivität des Europabildes. Die Streitgespräche an Bord, die mitunter in handgreifliche Auseinandersetzungen münden, so schreibt Professor Braun weiter, seien ein Beleg dafür, „wie unsicher die Gesellschaft über die Identität Europas“ sei. Europa – das ist ganz offensichtlich – befindet sich auf hoher, mitunter stürmischer See und sucht nach Orientierung.

Heute, ein Vierteljahrhundert nach dem Erscheinen des Romans hat sich daran nicht viel geändert. Mit Blick auf das Erstarken der Populisten, die Lage der Rechtsstaatlichkeit in Polen und Ungarn, den Brexit, aber auch mit Blick auf Europas Rolle in der Welt stellen wir uns unweigerlich die Frage des gemeinsamen Wertekonstrukts unseres Kontinents. Dabei sind drei Werte immer wieder zentral: Freiheit, Toleranz und Offenheit – denn ohne sie wäre Europa nicht das, was es heute ist. Um diese Werte zu verteidigen, brauchen wir Einigkeit. Demokratien, nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt, müssen gemeinsam ihre Werte gegenüber den erstarkten autoritären Regimen verteidigen.

In der FAZ ist am 1. November 2021 ein bemerkenswerter Artikel erschienen: *Scharfe Macht: Teilen und Herrschen*. Der US-amerikanische Autor Christopher Walker und die US-amerikanische Autorin Jessica Ludwig vom National Endowment for Democracy befassen sich darin mit dem Einfluss autoritärer Systeme wie China und Russland auf die Demokratien. Durch die Globalisierung seien demokratische und autoritäre Staaten

heute viel enger miteinander verbunden und autoritäre Systeme würden die Offenheit der Demokratien missbrauchen.

Es ist besorgniserregend, dass es China und Russland zunehmend gelingt, auch in unseren Demokratien einen antidemokratischen Einfluss auf Wissenschaft, Bildung, Medien, Kultur oder auch Sport zu nehmen. Sie nutzen unsere Verwundbarkeit aus. Unsere demokratische Gesellschaft ist besonders verletzlich, weil wir uns gerade jetzt in einer Zeit der schnellen Veränderungen und des Wertewandels befinden.

Aber gerade deshalb benötigen wir starke Stimmen, die immer wieder deutlich und auf verschiedenen Wegen für die Freiheit, die Toleranz und die Offenheit eintreten, die uns unsere gemeinsamen Werte und Wurzeln ins Bewusstsein rufen.

Vom Philosophen Odo Marquard stammt der Satz: „Zukunft braucht Herkunft.“ Er schreibt in diesem Zusammenhang auch vom „Unbehagen an der Wandlungsbeschleunigung“. Der Mensch habe, bedingt durch die Kürze seines Lebens, nur eine begrenzte Fähigkeit zur Veränderung. In unserer wandlungsbeschleunigten Welt ist der Mensch langsam, die moderne Welt aber ändert sich sehr schnell. Dieses Spannungsverhältnis zwischen Schnelligkeit und Langsamkeit gilt es, auszuhalten. Das kann uns nach Marquard gelingen, wenn wir „das Vertrauensdefizit“ der Veränderung durch „Dauerpräsenz des Vertrauten“ kompensieren.

Genau hierin liegt die Stärke des Konservatismus. Denn er bewahrt das Vertraute und ermöglicht uns auf diesem Fundament, das Neue zu gestalten. So können wir beides leben:

die Schnelligkeit der Zukunft und die Langsamkeit der Herkunft. Ich zitiere Marquard: „Neues ist nicht möglich ohne viel Altes; Zukunft braucht Herkunft.“

Herkunft, das spielt auch für Sie eine große Rolle, sehr geehrter Herr Pleschinski. Ihre Heimat, die Lüneburger Heide, haben Sie einmal als „wünschenswertes Fundament“ bezeichnet. Ein Fundament, auf dem die Zukunft gebaut werden kann. Im Essayband *konservativ?!* erzählen Sie die Geschichte Ihres Vaters. Eine sehr persönliche und beeindruckende Geschichte, die ich hier kurz skizzieren möchte. Ihr Vater kam als Flüchtling aus den ehemaligen Ostgebieten ins niedersächsische Wittingen. Er heiratete und übernahm die kleine Schmiede seiner Schwiegereltern. „Den Fremden kriegen wir weg“, das war die Reaktion der alteingesessenen Schmiedemeister. Ihr Vater bewies Fleiß und Können – und hielt seine Schmiede als Einziger in der Stadt.

Sie übernahmen von Ihrem Vater nicht die Schmiede, aber Sie übernahmen sein Verständnis von liberaler Bürgerlichkeit. Es war gekennzeichnet durch Haltung und Anstand und dem Vertrauen, dass diese beiden Grundwerte eine Freiheit ermöglichen, die im Fortschritt mündet. Ein Satz über Ihren Vater ist in diesem Zusammenhang sehr bezeichnend: „Doch der Wahrung von Form und Anstand entsprach eine Liberalität im Inneren.“ Sie beschreiben das plastisch an zwei Beispielen, die ich gerne aus ihrem Essay zitieren möchte, zwei Gespräche zwischen Ihnen und Ihrem Vater:

„Nach der Volksschule stand zur Debatte, ob ich aufs Gymnasium ginge. „Dann wirst du gewiss die Schmiede nicht über-

nehmen“, sagte er. Er ließ mich durch einen pensionierten Lehrer prüfen, der mir Oberschulfähigkeiten bescheinigte. Mein Vater ließ mich ziehen, schweren Herzens. Jahre später beunruhigte ihn mein Entschluss, in München Theaterwissenschaften zu studieren“. „Dann sieh zu, wie du später zurecht kommst“, willigte er ein, „jeder hat sein Leben“. Offenbar setzte er in mich ein Grundvertrauen. Und wer will Vertrauen enttäuschen?“

Für mich ist Ihr Vater ein Paradebeispiel für liberale Bürgerlichkeit und noch heute ein Vorbild für Bürgerliche, auch für Konservative. Er hatte einen hohen Anspruch an sich selbst, stand zu seinem Wort, zeigte Haltung und trug Verantwortung. Er wollte einen gerechten Staat und humane Gesetzgebung, forderte aber auch Freiheit ein – etwa, wenn er sich als selbstständiger Unternehmer allzu oft von staatlichen Vorgaben gegängelt fühlte.

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal auf Odo Marquard zurückkommen. Wie viele Christdemokratinnen und Christdemokraten auf der Suche nach dem „Fundament“ oder der Selbstvergewisserung las ich kürzlich seine *Apologie der Bürgerlichkeit*. Dabei musste ich auch an Ihren Vater denken. Erlauben Sie mir, auch eine Passage aus diesem Text vorzulesen:

„Die liberale Bürgerwelt bevorzugt – gut aristotelisch – das Mittlere gegenüber den Extremen, die kleinen Verbesserungen gegenüber der großen Infragestellung, das Alltägliche gegenüber dem ‚Moratorium des Alltags‘ (wie Manès Sperber das genannt hat), das Geregelte gegenüber dem

Erhabenen, die Ironie gegenüber dem Radikalismus, die Geschäftsordnung gegenüber dem Charisma, das Normale gegenüber dem Enormen, kurzum: die Bürgerlichkeit gegenüber ihrer Verweigerung. So ist die bürgerliche Welt – auch weil die Lebensvorteile, die sie bringt, als selbstverständlich gelten – nicht sehr aufregend, ein wenig langweilig und reichlich allzu menschlich.“

Bürgerlich sein, das bedeutet, beim Alten bleiben, solange es geht, und das Neue beginnen, sobald es nötig wird. Dann ist auch Fortschritt möglich. So wie der Flüchtling zum erfolgreichen Schmied wird, sein Sohn aber einen anderen Weg einschlägt, auf das Gymnasium geht und Theaterwissenschaft studiert. Und weil das Bürgertum über feste Wurzeln verfügt, kann es auch optimistisch und vertrauensvoll in die Zukunft blicken und diese Zukunft gestalten.

Sie, sehr geehrter Herr Pleschinski, haben diesen Kultur-optimismus so wundervoll deutlich beschrieben, wenn ich noch einmal aus Ihrem Interview im Deutschlandfunk zitieren darf:

„Ich finde, man muss erst mal mit einem Potenzial von Hoffnung und Ideen ans Leben treten. Lamentieren kann man noch früh genug, aber ich fand das richtig widerlich, wenn junge Autoren mit 20, 25 Jahren die Welt nur als eine schwarze Wüste sehen und davon Zeugnis ablegen. Das ist furchtbar.“

Meine Damen und Herren, wir brauchen in Deutschland mehr Optimismus und Gestaltungswillen. Und wir brauchen wieder einen positiven Begriff von Bürgerlichkeit. Wir brauchen Mut

zur Bürgerlichkeit – Zivilcourage, um es sehr wörtlich zu nehmen. Wir müssen die Mitte verteidigen, denn links und rechts dieser Mitte existiert eine antibürgerliche Haltung, die uns in unserer Geschichte noch nie gut bekommen ist.

Gerade wir Konservativen brauchen deshalb jetzt eine intensive Debatte darüber, was es heute eigentlich bedeutet, „konservativ zu sein“. Es ist wichtig über Werte zu diskutieren, gerade auch, wenn sie sich wandeln. Aber, wie die Theologin Petra Bahr so passend beschrieben hat: „Konservative wissen: Traditionen und vermeintlich oder wirklich Überkommenes lassen sich schnell zerstören, aber nur selten wieder instand setzen.“

Deshalb müsse das Neue argumentativ und praktisch beweisen, dass es Besserung, Linderung und mehr Menschenzu-trägliches schafft. In unseren schnelllebigen Zeiten ist die Kultur in dieser Debatte für uns ein guter Kompass, der uns Orientierung bietet. Deshalb ist es so wichtig, dass wir als Gesellschaft – und speziell auch als Politikerinnen und Politiker – immer wieder die Auseinandersetzung mit der Kultur suchen und in einen konstruktiven Dialog mit ihr gehen.

Damit die Kultur ihre gesellschaftliche Aufgabe übernehmen kann, braucht sie aber: Freiheit. Sie braucht die Freiheit, Diskurse anzutreiben, Horizonte zu erweitern und Anstöße für die Zukunftsgestaltung zu geben. Sie braucht die Freiheit uns aufzuwühlen und uns zu versöhnen. Sie braucht politische Freiheit. Und wir brauchen Stimmen, die der Freiheit ihr Wort geben.

Sie, sehr geehrter Hans Pleschinski, sind eine dieser Stimmen, denn Plädoyers für die Freiheit ziehen sich durch all ihre Werke. Auch deshalb werden Sie heute mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ausgezeichnet, denn dieser Preis richtet sich an Stimmen der Freiheit.

Mir bleibt jetzt nur noch, Ihnen einen großen Dank auszusprechen. Danke für Ihren Kulturoptimismus, danke, für das vielfältige Bild, das Sie uns von der deutschen Geschichte vermitteln und mit dem Sie uns eine positive Herkunft ermöglichen. Und danke dafür, dass Sie uns immer wieder vor Augen führen, wie wichtig Haltung ist. Sie haben in Ihren Büchern viele Botschaften für uns. Ich glaube die wichtigste ist, dass wir den unschätzbaren Wert der Freiheit im Leben nie vergessen dürfen. Denn das höchste Gut ist die Freiheit.

Botschaften.
Dankrede



Hans Pleschinski

Meine sehr verehrten Damen und Herrn,
hochgeschätzter Herr Professor Lammert,
hochmögende und mir äußerst sympathische Jury,
verehrte Frau Bildungs-, Wissenschafts-,
Kulturministerin Prien,

aus verschiedenen Gründen danke ich heute besonders für die Zuerkennung, die Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung. Sie findet nämlich tatsächlich, de facto und veritabel statt. Das ist ungeheuerlich, in diesen Zeitläuften.

Der Preis ist hochkarätig und erfreut mich zutiefst. Und nicht zuletzt hat der Preis mich in den vergangenen fast zwei Jahren so intensiv begleitet, wie sonst selten ein Phänomen. Der, knapp gesagt, Adenauer-Preis wurde für mich zum immer wiederkehrenden Katarakt im breiten, unheimlichen und verheerenden Strom, der sich als Pandemie durch unser Leben ergoss. Und noch immer sind wir nicht am sicheren Ufer.

Ich habe in meinen Aufzeichnungen nachgeblättert. Es begann verhältnismäßig harmlos, normal wie in früheren Zeiten. Am 7. Januar 2020 notierte ich: „Weihnachtspost beantwortet. Gestern Nachricht von der Adenauer-Stiftung, dass ich den Preis erhalte.“ – So weit, so sehr gut, und es stellte sich bereits die Frage, in welcher Weise ich mich bei der Verleihung bedanken sollte. Ich würde mit den Spuren beginnen, die das Leben und Wirken Konrad Adenauers im Leben

meiner Familie hinterlassen hat. Es waren etliche Spuren. Adenauer gewöhnte unseren Haushalt, den einer Schmiede in Niedersachsen, an staatliche Stabilität, an ein ruhiges Neusortieren der Nachkriegsgesellschaft. Meine Großeltern sprachen nicht mehr von einem „Reichskanzler“, sondern von einem höchst zivilen „Bundeskanzler“.

Meine Dankesrede verlosch. Denn bald nach der Preismitteilung musste ich in meinen Aufzeichnungen festhalten: „Das Coronavirus breitet sich auch in Deutschland aus, neue Fälle in Baden-Württemberg; es sterben Patienten. Man wird unruhiger, geht sichtlich Erkälteten aus dem Weg, bleibt auf Abstand, meidet Händeschütteln. Da und dort beginnen Hamsterkäufe. Nicht mehr zu unterscheiden, was medial aufgebauscht und was real gefährlich ist. Soll ich mir ein paar Dossensuppen besorgen?“

Eine Woche später: „In München Menschen albern bis hysterisch mit Mundschutz in der Trambahn. Asiatische Touristen werden ein wenig furchtsam angeschaut; doch Chinesen, vielleicht aus Wuhan, Japaner, Koreaner kann hier kaum jemand unterscheiden. Sie untereinander sich wohl schon.“ Die bereits anberaumte Preisverleihung in Weimar wurde von den Geschehnissen mitgerissen, verscholl im Lockdown. Und die Grässlichkeiten überschlugen sich: Zehntausende von Erkrankten, von Toten, mitten im Frieden, mitten im Wohlstand. Keiner war innerlich darauf gefasst. Auch nicht gefasst darauf, in welchem Ausmaß Grundrechte, die Bewegungs-, die Reisefreiheit eingeschränkt wurden. Der Staat – bis dahin verhältnismäßig leger – zeigte eine Präsenz und Allmacht, dass man sich noch heute, noch ganz nah daran, die Augen

reibt. *Kontaktsperren* – das bleibt, auch wenn es notwendig war, eine Ungeheuerlichkeit.

Bei fast jeder früheren Katastrophe krepelten Überlebende die Ärmel hoch und gingen gemeinsam mit letzter Kraft gegen das Unheil vor, gegen Deichbrüche, im Angesicht der Zerstörung. Hier nun sollte man möglichst allein für sich passiv sein, nur noch in eine Ecke atmen. Das widerspricht jedem menschlichen Impuls, und dieses verordnete Vereinzeln wird wohl die größten psychischen Wunden hinterlassen. Die Preisverleihung wurde um ein weiteres halbes Jahr in den vergangenen Herbst verschoben. In einem halben Jahr würde alles wieder gut sein. Ich hielt fest: „Die Adenauer-Stiftung meldete sich wegen eines Fotos. Isolde Ohlbaum hat einen Vorrat. Aber sogar ihr Fotoapparat macht einen nicht jünger.“

Im Grunde war ich ratlos, was ich beim Festakt äußern sollte. Losgelöst von der Seuche literarische Themen umkreisen? Einen Ausblick darauf versuchen, wie die virale Katastrophe Eingang in die Literatur finden würde? Kein erfreuliches Thema. Im Grunde erwartete ich im Nu Hunderte von Romanen, in denen das Virus – diese elende Geistlosigkeit – belletristisch abgehandelt würde. Diese erzählerische Woge ist bisher aber weithin ausgeblieben. Seltsamerweise scheinen eine Pandemie und in ihrem Kern die Infektionen und Krankheitsabläufe mitsamt den Sanitätsmaßnahmen erzählerisch unergiebig zu sein. Bis auf Boccaccios *Dekamarone*, die Bilder von Totentänzen, Defoes *Die Pest zu London* – das Standardwerk für jedes Seuchengeschehen –, natürlich Camus' *Die Pest* regte sogar der Schwarze Tod kaum zu Kunstwerken an. Nicht anders verhält es sich mit den furchtbaren, langwierigen

Cholera-Epidemien im 19. Jahrhundert. Keime taugen offenbar kaum zu Protagonisten. Vielleicht zeigt sich darin auch eine Rache des Geistes an den sozusagen bewussten Erregern. Thomas Manns *Der Tod in Venedig* ist eine der wenigen Ausnahmen in der Keim-Literatur.

Vor einem Jahr notierte ich schließlich: „Schlimm ist wirklich alles rundum. Es nagt an der Lebenskraft. Sogar die geschrumpfte Adenauer-Preisverleihung am 5. November steht wieder auf der Kippe. Übernachtungsverbote, was ich empörend finde. Man hat das Recht, sich in seinem Heimatland zu bewegen! Was derzeit an Kunst noch stattfindet, wirkt auf mich wie ein Restdekor der Zivilisation. Ab 22 Uhr wieder Ausgangssperre. Das Land erstirbt. Angesichts der zunehmenden Not hat der britische Schatzkanzler Künstlern empfohlen, sich einen anderen Beruf zu suchen, sie seien doch flexibel. - Shakespeare solle das Schreiben lassen.“

Nun, vor einem Jahr trafen wir uns hier noch nicht. Und die Frage war berechtigt: Wer würde noch kommen können? Gottlob sind es wohl alle.

Die wunderbare Entwicklung von tauglichen Impfstoffen zeichnete sich vor Jahresfrist erst ab. Und diesen Impfstoffen gebührte, falls sie auf ein solches Zeichen reagieren würden, der allergrößte und anhaltende und durch die Welt schallende Applaus.

Wann wir uns wieder normal, gedankenlos beschwingt und unbeschwert kontaktfreudig bewegen und fühlen werden, ist eine andere Frage. Vermutlich wird die Zeit das Licht über

dem Schreckensszenario ganz allmählich und unmerklich wieder löschen. So geschah es stets.

Herr Lammert wird es in seinem Kalender besser verzeichnet haben als ich. Ich ließ es irgendwann sein, die vorzüglichen, angedachten, dann wieder verworfenen Verleihungstermine aufzuzeichnen. Ich hätte bestenfalls in das Büro des Präsidenten der Stiftung kommen können, um hinter FFP 2-Masken auf Distanz die Urkunde zugeschoben zu bekommen, und hätte dann, wegen des Beherbungsverbots, mit viel Glück in einem Zelt in der Hasenheide übernachten können. Das haben wir uns erspart.

Nun sitzen wir wieder hoffnungsvoller beisammen, und unsere Gesten und Seelen haben sich vielleicht schon wieder human gelockert. Es wird und muss die Zeit des Aufatmens und tiefen Durchatmens geben. Auch dann gibt es, wenn wir uns umschaun, trotzdem noch genug zu tun.

In grauer Vorzeit, ungefähr um 1985, wartete die Adenauer-Stiftung schon einmal mit einem ersten Katarakt für mich auf. In jenem Fall war die Strombarriere kein Hindernis, sondern ein Beschleuniger.

In Bonn hatte die Stiftung mich zu einer Podiumsdiskussion mit anderen Jungautoren eingeladen. Die leider so früh verstorbene Undine Gruenter befand sich unter den Teilnehmern. Aus irgendeinem Zusammenhang heraus sagte ich in die Runde und ins Publikum: „Die Botschaft meines Romans ist, dass man frei erzählen kann.“ Ich wunderte mich: Die spontane Verblüffung war erheblich, da und dort wurde sogar

gelacht. Eine Botschaft? In einem Roman? Im Jahr 1985? Das gehörte sich nicht. Man hatte keine benennbare Botschaft auszusenden. Man war, zumal als Schriftsteller, ein leidendes Individuum, man breitete auch in der Literatur das Ungemach von Leben und Gesellschaft aus und hatte, offiziell, weder den Auftrag noch die Kraft mit einer Botschaft, sozusagen mit einem Aufruf, vor die Öffentlichkeit zu treten.

Es war noch die Zeit der radikalen, aber auch rücksichtslosen *Innerlichkeit*, in der zumeist eine kaputte Liebesbeziehung in einer hässlichen Stadt, zwischen Ausweglosigkeiten an jedem Horizont, das Schreiben und die Weltauskünfte bestimmten: Ich-Entblößung, Deutschland, graue Mutter, bleiches, verhärmtes Ich schon mit Siebzehn. Da wagte man sich nicht an die Öffentlichkeit mit dem Befund: „Uns geht es erstaunlich gut. Wir sind die wahrscheinlich privilegierteste Generation in der deutschen Geschichte, wir leben in viel Frieden und in unvergleichlichem Wohlstand. Wir können frei leben und frei erzählen. Wir sollten nicht nur vergrämte Nabelschau betreiben, verzweifeln, bevor es dafür an der Zeit wäre, sondern auch für sehr vieles sehr dankbar sein und dürfen Fanatase entfalten.“ Damals also schien mir die postmoderne Literatur der richtige Weg zu sein, um deutschem Griesgram zu widersprechen und Luft, Übermut, ja Tollheit, und neuen Schwung ins Dasein zu lassen.

Die Ursprünge solcher Regungen lagen für mich wahrscheinlich in einer meist glücklichen, immer reichhaltigen Kindheit in einer Schmiede in der Lüneburger Heide. Hier bestimmten harte Arbeit, dann auch wieder ausgelassenes Feiern das Leben. Jedenfalls keine Dauerklage über Schicksal und

Unzulänglichkeiten. Entscheidend für alles Spätere bei mir war die Nähe der bodenständigen Schmiede mit Hufbeschlag und Feueressen zur Zonen-, besser zur deutsch-deutschen Grenze. Drei Kilometer von DDR-Wachttürmen, vom Todesstreifen und Schießbefehl entfernt – mit all den Auswirkungen auf den Alltag – gab es gar keine andere Möglichkeit, für mich und meine Altersgenossen dort, als dankbar dafür zu sein, völlig zufällig im Westteil Deutschlands geboren worden zu sein, in recht entspanntem Schulunterricht zu sitzen, über Klassenfahrten nach England oder Frankreich nachzudenken. Der Osten, seine Menschen – so hatten wir es vor Augen – bezahlten schwerer für die unermessliche deutsche Kriegsschuld. Wir hingegen waren glimpflich durch die Maschen der Bestrafung geschlüpft, als junge Menschen zudem nicht schuldig, sondern aufgerufen, etwas Hellere, Zuversichtliche, Verantwortungsvolle aus diesem Land zu machen. Ich vermute, diese Grundstimmung ist in viele meiner frühen Texte eingeflossen und wirkte auf manche exotisch. Mit dem Manuskript meines ersten veröffentlichten Romans *Nach Ägypten* reiste ich 1983 zu meinem nachmaligen Zürcher Verleger und verkündete ihm stolz: „In diesem Roman kommt Hitler nicht vor.“ Gert Haffmans fand das kurios, aber durchaus vertretbar.

Es war alles kein theoretisches Programm in mir, doch mit auch rein jugendlicher Zuversicht wollte ich in meinem Bereich jeder vorzeitigen und freiwilligen Selbstzerknirschung in sämtlichen deutschen Belangen etwas entgegensetzen und mich nicht in einen finsternen Strudel hinabziehen lassen. „Lieber ein fragwürdiges Versailles, als sich schweigend aufhängen“, lautete eine Devise, vielleicht eine Botschaft.

Jene Grenze mit dem Todesstreifen und dem Warschauer Pakt dahinter förderte darüber hinaus im Handumdrehen – und wahrlich nicht nur bei mir – das positivste Verhältnis zu anderen europäischen Ländern. Ihr Zusammenschluss in Harmonie und großer Eintracht war die fraglose Vision, die Wirklichkeit werden musste. Wir wollten freie Europäer sein, und bei den Wahlen zum Schülerparlament des 400-Schüler-Gymnasiums trat sowohl eine „Niedersächsische Welfenpartei“, Ein-Schüler-stark, sowie eine „Brüssel-Fraktion“ an. Ach, hätte in Bonn nur jemand von solchem europäischen Engagement gewusst.

Mit dem vorhin erwähnten Diktator, der im ersten Roman bewusst nicht einmal genannt wurde, um nichts zu verschmutzen, hatte es dann jedoch seine eigene Bewandnis. Wie ließ sich für ein helleres Deutschland, für mehr Lebensfreude plädieren, wenn der Schatten jenes Un-Reichs, wie ich es nenne, so vieles eindunkelte, und zwar, weil einer großen Schuld nicht zu entkommen ist? Jene Grenze erzählte auch Geschichte, brachte sie unwillkürlich nahe. Ich wollte mich nicht damit abfinden, dass das Un-Reich bleibend unsere Sprache vergiftet, Menschlichkeit annulliert, unser Geschichtsbewusstsein oft auf nur zwölf Jahre verkürzt hatte und noch meine Identität bestimmen könnte. Gut tausend Jahre Geschichte in der Mitte Europas hatten viel Großartiges, Erfreuliches gegen das dumpfe, braune Schlachthaus aufzubieten. Zum positiven Erbe zählt, dass neben der englischen Magna Charta die Goldene Bulle Kaiser Karls IV. von 1356 einer der ältesten Verfassungstexte ist und die segensreiche Gewaltenteilung beförderte, dass das Amt des US-amerikanischen Vizepräsidenten vom Amt des Reichserzkanzlers in

Mainz angeregt wurde, dass im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation seit 1495 jeder Untertan auch jeden Fürsten verklagen konnte; eine Einmaligkeit in der Welt.

Durchaus voller Entdeckerfreude und für eine bessere, reichere Identität spähte ich nach Zeiten und Vorfahren, durch die man sich glücklicher fühlen konnte. Und ohnehin hat sich die Literatur um die Vernachlässigten und um das Vergessene zu kümmern. Im Barock entdeckte ich für mich den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, Briefpartner von Leibniz und Liselotte von der Pfalz, der durch seinen künstlerischen Größenwahn ein herrlicher Deutscher geworden war. Im kleinen Buch *Der Holzvulkan* versuchte ich sein Streben zu würdigen, nach dem Dreißigjährigen Krieg aus seiner armen Pampa, eine Weltattraktion mit Oper, Theater und zumindest notdürftigen Palästen zu machen. Das erste öffentliche Museum Europas verdanken wir ihm. Ein beherzter Anton Ulrich ist Teil der immensen Gegengeschichte zum Un-Reich, wie auch August der Starke, unter dem, als König von Polen, in Polen der schöne Spruch aufkam: „Unter den Sachsen iss und trink und schnall den Gürtel locker.“ Was für ein hervorragendes Vermächtnis.

Im Roman *Brabant* von 1995, der wohl einigen Ausschlag für die Verleihung des Konrad-Adenauer-Literaturpreises gab, versammeln sich gewiss einige der Botschaften, die mir am Herzen lagen und liegen. Der Roman über einen europäischen Kulturverein, der gegen die Dominanz, ja Übergriffigkeit US-amerikanischer Kultur in See sticht, hat seine eigene Geschichte und keine heitere. *Brabant* entstand in den Jahren einer anderen Pandemie, einer tödlicheren als der jetzigen,

als das HI-Virus in meinem Umfeld über Jahre ein grauenhaftes Massensterben verursachte, ein Virus, das mich lange Zeit in Panik versetzte, doch mich zufällig verschonte. So ist auch ein Kapitel des Romans nicht zufällig mit „Testament an die Deutschen“ betitelt. Ich konnte annehmen, dass es meine letzten Zeilen wären. An Bord der „Brabant“, vor ihrer möglichen Versenkung durch US-amerikanische Kriegsschiffe, setzt sich der wackere Byzantinist Dr. Erich Müller aus Marburg in seine Kabine und verfasst sein möglicherweise letztes Sendschreiben. Dass darin der an sich wenig literarische Bundestag – ich nehme Herrn Professor Lammert ausdrücklich aus – darin vorkommen würde, reizte mich besonders. Zum Abschluss hier wenige Zeilen aus Dr. Müllers Letztem Willen:

„Liebe Deutsche! In natürlicher Verwicklung bin ich mit euch so verbunden wie mit den Portugiesen, falls ich als Portugiese auf die Welt gekommen wäre, mit den Römern, wäre ich Römer gewesen.

Liebe Deutsche, man kommt mit anderen Dingen zurecht und gut sogar. Doch mir fehlen längst eure wunderbaren Brote, die gut sortierten Bibliotheken, ja, das frische Weizenbier ... Weniger fehlen mir eure Unarten, die ihr kennt. Der rasche Unmut, die Rechthaberei, die unsinnige Hast, auch das geringe Augenmerk auf Charme, die Unduldsamkeit, die überall nach Opfern Ausschau hält.

Liebe Deutsche, erweist euch meiner armseligen Sammelrede von vornherein als unwürdig. Denn es möge niemals zwei von euch geben, die sich gleichen. Seid, sogar willentlich, Unterschiedliche.

Deutsche klagt nicht.

Wo ist bei euch unaustilgbare Not? Alle äußere Not könnt ihr bei euch beheben.

Ihr Lieben! Spanier begingen Verbrechen, Franzosen waren lange Zeit die härteste Militärnation Europas. Als wir abfuhrten, töteten Kroaten Serben und Serben Moslems. Aber jedermann ist, wie wir, seines eigenen Verbrechens Schande. Doch ihr habt Vorbilder. Gegen dumpf und klein gewordene Monarchen erzwangen Demokraten ihre erste Zusammenkunft in der Paulskirche. Sie trotzten Bismarck und den späten, betrüblichen Hohenzollern den Reichstag und manches fortschrittliche Gesetz ab. Ja, den Höhepunkt des Empfindens für Recht und Freiheit erlebte Deutschland in seiner dunkelsten Nacht, als die Geschwister Scholl ihre Flugblätter in den Lichthof warfen. ...

Seid fröhlich, denn das Nationale ist kein Wert an sich. Und seid guten Muts im Bundestag! Ihr werdet wehrhafte Demokraten bleiben und dafür sorgen, dass jeder seinen Garten bestellen kann. Denn das ist Zivilisation. Not, die kommen wird, werdet ihr meistern. Und zwar friedlich und eisern. Denn etwas anderes geziemt sich nicht in Mitteleuropa! Gedenkt der Toten und lernt leben.

Dies zu sagen ist mein größtes Bedürfnis.
Vale und Amen.

Dr. Erich Müller,
2. Vorsitzender von ‚Artemis e. V.‘, Staatsbürger.“

Meine Damen und Herrn, ich danke Ihnen mit dem heftig aufgewühlten Byzantinisten auf dem Atlantik und wünsche Ihnen alles Gute für heute Abend und – auch seltene Wörter wollen gerettet werden –: fürderhin.

(Ein gekürzter Abdruck der Dankrede erschien am 17.11.2021 in der Tageszeitung Die Welt.)

Programm der Feierstunde

Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2020 Hans Pleschinski

Forum der Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung,
Berlin, 5.11.2021



Programm

Tiefblau: Törn 1

Hans Lüdemann

Komponist

Begrüßung

Prof. Dr. Norbert Lammert

*Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung
Präsident des Deutschen Bundestages a. D.*

Laudatio auf Hans Pleschinski

Karin Prien

*Ministerin für Bildung, Wissenschaft und Kultur
des Landes Schleswig-Holstein*

Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung an Hans Pleschinski Prof. Dr. Norbert Lammert

*Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung
Präsident des Deutschen Bundestages a. D.*

Botschaften

Dankrede

Hans Pleschinski

Tiefblau: Törn 2

Hans Lüdemann

Nach der Feierstunde findet ein kleiner Empfang statt.

Impressionen





Urkunde Literaturpreis 2021.



Hans Pleschinski.



*Prof. Dr. Norbert Lammert, Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung
und Präsident des deutschen Bundestages a. D.*

*Laudatorin Karin Prien, Ministerin für Bildung,
Wissenschaft und Kultur des Landes Schleswig-Holstein.*



Hans Lüdemann, Komponist.



Forum der Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung.



Dr. Hans-Gert Pöttering, ehemaliger Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung und Präsident des europäischen Parlaments a. D.



(von links nach rechts) Dr. Susanna Schmidt, Leiterin Begabtenförderung und Kultur der Konrad-Adenauer-Stiftung, Hans Lüdeman, Sandra Kegel, Jurymitglied, Christine Lieberknecht, Ministerpräsidentin a. D. und Jurymitglied, Dr. Wolfgang Matz, Jurymitglied, Prof. Dr. Birgit Lermen, Ehrenvorsitzende der Jury.

Hans Pleschinski.



Das jüngste unter den Werken des Preisträgers.



(von links nach rechts) Dr. Wolfgang Matz, Dr. Hans-Gert Pöttering, Karin Prien, Prof. Dr. Oliver Jahraus, Vorsitzender der Jury, Prof. Dr. Birgit Lermen, Sandra Kegel, Christine Lieberknecht, Hans Pleschinski, Hans Lüdemann, Prof. Dr. Norbert Lammert.



Hans Pleschinski, Hans Lüdemann, Prof. Dr. Norbert Lammert.



Hans Lüdemann und Prof. Dr. Norbert Lammert.



Stipendiaten der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Prof. Dr. Oliver Jahraus.





Dr. Wolfgang Matz und Prof. Dr. Birgit Lermen.

Prof. Dr. Michael Braun, Literaturreferent der Stiftung, und Hans Pleschinski.



Hans Pleschinski, Karin Prien, Prof. Dr. Norbert Lammert.



Hans Pleschinski.

DIE KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

verleiht

HANS PLESCHINSKI

DEN
LITERATURPREIS
DER
KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG
2020

Berlin, im November 2021

PROF. DR. NORBERT LAMMERT
VORSITZENDER DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG e.V.
PRÄSIDENT DES DEUTSCHEN BUNDESTAGES a.D.

PROF. DR. OLIVER JAHRAUS
VIZEPRÄSIDENT DER
LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT
VORSITZENDER DER JURY

Hans Pleschinski ist ein Autor, der sich in seinen Werken auf biographisch-zeithistorische Spurensuchen begibt; ein Pionier, der uns das Erbe von deutscher Kultur und europäischer Bildung auf neue Weise erschlossen hat; ein Erzähler, der Geschichte in der Gegenwart veranschaulicht. Seine Erzählungen, seine Übersetzungen, Brief- und Tagebuch-Editionen aus dem Zeitalter Voltaires, dessen aufgeklärte Heiterkeit auf sein eigenes Schreiben ausstrahlt, verlebendigen eine zivilisierte Gesprächskultur. Der Roman *Brabant* (1995) versammelt die demokratischen Europa-Diskurse im Bild einer vielfältigen, multinationalen Kulturgesellschaft. Den Romanen *Königsallee* (2013) über Thomas Mann und *Wiesenstein* (2018) über Gerhart Hauptmann gelingt es, Nachkriegszeit und junge Adenauer-Republik in den späten Biographien der Nobelpreisträger wachzurufen. Hans Pleschinski erzählt davon, wie viel uns die Freiheit wert ist, und fordert angesichts der politischen Herausforderungen unserer Zeit eine ethische Verantwortung für gute Ordnung, für Recht und Freiheit ein.

Gespräch





Über die Freiheit im Echoraum der Literatur

Gespräch mit Hans Pleschinski

Oliver Jahraus: Drei Nobelpreisträger, Thomas Mann, Gerhart Hauptmann, Paul Heyse, zwei davon waren sich herzlich problematisch zugetan, machen die Hauptfiguren – oder zumindest Hauptthemen – Ihrer jüngsten und großen Romane aus: *Königsallee*, *Wiesenstein*, *Am Götterbaum*. Ist das nur eine Selbstbespiegelung von Literatur, Literatur aus Literatur, oder was kann gerade mit Literatur in Literatur verhandelt werden?

Hans Pleschinski: Es gibt die begründete Behauptung, dass Literatur nur aus Literatur entsteht. Nur wer gelesen hat oder liest, ist angeregt, gleichfalls zur Feder oder auf die Tastatur zu greifen. Literarische Erlebnisse werden zum Motor, aus einem inneren Trieb heraus gleichfalls die Autorenschaft zu wagen. Literatur hat von Anbeginn an ihren eigenen immensen Echoraum erschaffen. Dieser Raum hatte über Jahrhunderte – bis zur Romantik und zur Entfaltung des ungebundenen Individuums – fast beneidenswert klare Strukturen, und die Antike gab die Muster vor. Epiker richteten sich an den Gesängen Homers aus, Dramatiker an den Vorgaben des Aristoteles, Ovids *Metamorphosen* können weiterhin als Vorbild für fantastische Erzählungen gelten. Nur der Roman, auch bereits bei den Griechen ein Genre, blieb bemerkenswert

undefiniert, ein Freiraum. Erlerntes dichterisches Handwerk und Genie, neue Einfälle konnten sich im klassischen Literaturraum zusammenfinden, bis zumindest ins Barock. Natürlich existierten auch immer weithin ungebundene Dichter, Dichterinnen, die ganz aus einem persönlichen Erleben und ohne Regelwerk Erfahrungen und Visionen zu Papier brachten: die Originalgenies. François Villon gehört dazu, natürlich Shakespeare, Grimmelshausen mit seinem *Simplicissimus Teutsch*.

Heute ist die Literatur von Regelwerken befreit, und jeder, jede Schreibende ist auf Gedeih und Verderb sein, ihr eigener Gesetzgeber. Dennoch kenne ich keinen Autor, der nicht bewusst oder unbewusst auf Leseindrücke reagiert; oft sind es Lektüren in der Kindheit und Jugend. So ergibt sich zweierlei: Frei bedient man sich im unermesslich reichen Schatzhaus der Literatur und nutzt die Anregungen für die eigene Mitteilung. So findet ein Hin- und Her-Rufen in diesem Schatzhaus statt, der Chor der Literatur entsteht. Und Literatur darf grundsätzlich alles. Sie kann antike Epen neu erzählen, sie darf schwierig bis zur Unlesbarkeit sein. Völlig egal. Sie kann sich in sich selbst spiegeln oder ins Unbekannte hinaustreten. Was auch immer in der Literatur unternommen, gewagt wird, es gehört zur Kultur, zur Zivilisation, meint, pathetisch gesagt, den Menschen und ist somit eine mehr oder minder bedeutsame Facette unserer Wirklichkeit, der knallharten wie der träumerischen.

Oliver Jahraus: Nochmals zu *Königsallee* und *Wiesenstein*: Thomas Mann in der jungen Bundesrepublik, Gerhart Hauptmann am Ende des ‚Dritten Reiches‘ und in den ersten Ansät-

zen des Ostblocks, besucht von den Repräsentanten einer entstehenden DDR (Johannes R. Becher): Wie verhält sich Literatur zur Geschichte, Literatur zur Politik? Ist das eine Betrachtung der Politik durch Unpolitische?

Hans Pleschinski: Wie ich eben andeutete: Gleichgültig wie Literatur beschaffen ist, sie wird Teil unserer Wirklichkeit, des Alltags und der Muße. Beides ist gleich wichtig. Sowohl bei Thomas Mann wie bei Gerhart Hauptmann würde ich niemals von unpolitischen Autoren sprechen. Wir wissen, wie politisch konservativ, oft reaktionär und nationalistisch sich Thomas Mann während des Ersten Weltkriegs äußerte. Um dann während der Weimarer Republik zum großen Fürsprecher der Demokratie zu werden. Gerharts Hauptmanns frühe naturalistische Dramen *Vor Sonnenaufgang*, *Die Weber* verkündeten keine Parteipolitik, sie wirkten jedoch als explosive Appelle an das soziale Gewissen. Indem ein Autor auf Elend, auf die Zerbrechlichkeit des Menschen hinweist, wirkt er auch sozialpolitisch. Beide Autoren, Mann und Hauptmann, hinterließen auch Werke, die alltagsfern erscheinen, *Der Tod in Venedig*, die *Josephs-Tetralogie*, bei Hauptmann die Dramen *Die versunkene Glocke*, seine späte *Atriden-Tetralogie*; darin kommt äußerlich keine Gegenwart vor. Aber auch die Hinwendung zu ästhetischen Problemen, zum Märchen, zur Liebesgeschichte, die Seelenanalyse gehören zur Wirklichkeit, unterstreichen das Menschenrecht, Fantasie und Gedanken schweifen lassen zu dürfen. Lebenswirklichkeit ist nicht immer das, was am lautesten und aktuellsten daherkommt. Im Schatzhaus der Literatur findet sich gottlob alles. Joris-Karl Huysmans *Décadence*-Roman *Gegen den Strich* und Günter Wallraffs Reportagen aus der Welt der Geschundenen. Auf nichts davon dürfte man verzichten wollen.

Oliver Jahraus: Ist der schöne Satz, die erlesene Sprache, das Ästhetische ein Bollwerk gegen die historischen und politischen Zumutungen des 20. Jahrhunderts und vielleicht noch der Gegenwart? Und weiter gefragt: Wo wird Ästhetik zur Moral, wenn Werte – zum Beispiel Europa mit seinen Kulturtraditionen – elegant hochgehalten werden?

Hans Pleschinski: Ästhetik meint die Lehre vom Schönen. Ästhetik prägt die Künste. Oft erst im Nachhinein wird erkannt, wie auch das scheinbar Unästhetische auf eine Formvollendung zielt. Der Expressionismus wurde auch als eine Explosion des Wirren, Verzerrten, Hässlichen verpönt. Dennoch sind seine Meisterwerke unleugbar und zwingend richtig, stimmig und in ihrer Form schön nach neuen Maßstäben. Eine Auffrischung im Ästhetischen. Sogar die anscheinend abstoßenden Bilder von Otto Dix, Georges Grosz vom Grauen des Kriegs, von Kriegsgewinnlern und Profithaien sind natürlich bedachtsam komponiert und erinnern gerade durch die Abwesenheit von klassischer Schönheit an Paradiese, die wir verloren haben. Ästhetisch bezwingend ist überdies, was zum Hinschauen zwingt. Gottfrieds Benn schaurige *Morgue*-Gedichte fesseln durch ihr Vorhandensein, ihre Darbietung.

Ästhetik hat also, wen wundert's, viele Gesichter.

Zur Ästhetik gehört auch der Lebensstil. Lebensstil, ob nun ausgefeilt oder eher schlicht, ist eine Haltung. Lebensstil kann auch eine deutliche Positionierung innerhalb einer bedrohlichen Wirklichkeit sein, Lebensstil kann Distanz zu Zumutungen des Alltags schaffen. Höflichkeit zum Beispiel

ist eine Gegenkraft zu hektischer, ruppiger Realität rundum. Das Sprechen mit Nebensätzen ist eine Gegenkraft zu einer plumpen Behauptungssprache. Gutes Kochen ist Opposition zu Fast Food und Lieferservice-Essen. Lebensstil – unübertrieben dosiert – zeigt eine bessere, bewusstere, auch genussvollere Daseinsform auf, als es sie eine nur gewinnorientierte, oberflächliche Ex-und-Hopp-Gesellschaft exerziert. Ästhetik und Lebensstil, Bildung, Wachsamkeit, Selbstbestimmtheit, Protest, auch Eleganz, Grazie bilden eine Gegenkraft zur Vereinnahmung des Menschen.

Europa nun, als unermessliches Reservoir kultureller Traditionen, hat und hätte auch für jeden Einzelnen die Vorräte – in den Künsten, in den Umgangsformen, in der Kochkunst –, um sich von einer globalen Funktionalisierung und Uniformierung des Lebens abzusetzen. Ja, Lektüre gegen die Verdummung, Träumen gegen Vermarktung, Eleganz gegen Trampelhaftigkeit, Charme gegen Verrohung, ästhetisch-demokratische und spürbare Wehrhaftigkeit gegen Populismus. Auf frühen Interrail-Reisen durch Europa hatte ich immer mein silbernes Taubestech dabei, um im Fremden und manchmal Bedrohlichen, ein ästhetisches Werkzeug und sozusagen Refugium zur Hand zu haben. Ich wurde bestaunt und geriet wegen dieses Bestecks in viele schöne Gespräche. In meinem Roman *Bildnis eines Unsichtbaren* habe ich die ästhetische Haltung einmal benannt als „Aufmerksamkeit ist das Gebet der Seele“. Mit solchem Gebet ist man nicht so schnell vereinnahmbar, von Ideologien, von Krawall. Und Europas Würde und Kraft liegt nicht zuletzt in Europas Vielfalt, die sich politisch zusammenfinden muss.

Oliver Jahraus: Fragen wir mal nicht, wie manche Kritiker: Verhält sich Thomas Mann zu Goethe wie Pleschinski zu Thomas Mann? Sondern etwas anders, zum Beispiel mit Blick auf Kurt Flasch, der zu *Ludwigshöhe* geschrieben hat: „Der Zauberberg liegt neustens in Oberbayern.“ Stimmt das? Und was wäre die Leitlinie dieser Thomas-Mann-Referenz – oder Reverenz, die ja nicht auf die Ludwigshöhe beschränkt bleibt?

Hans Pleschinski: Meine innere Nähe und Verbundenheit mit Thomas Mann ist planlos und eklektisch. Als frühe Lektüre begeisterte mich sein *Felix Krull* massiv. Das Buch ist munter, lebensbejahend, exquisit geschrieben, voller toller Einfälle. Als Siebzehnjähriger vollzog ich Krulls Reise sogar bewusst nach, hatte in Paris gleichfalls meine Abenteuer und landete schließlich, wie Krull, in Lissabon, wo gerade die Diktatur gestürzt wurde und die Nelkenrevolution stattfand. Dank Thomas Mann kam ich zwischen Panzern und befreiten Portugiesen vorzüglich zurecht, mit Freundlichkeit und Wissbegier. Mein Roman *Ludwigshöhe* wirkt angelehnt an den *Zauberberg*, fürwahr. Aber solche Parallelität würde ich mir niemals anmaßen. Tatsächlich ging ich einem ureigenen Erzähldrang nach, nach dem Muster eines Kammerspiels: etliche Menschen, in diesem Fall potenzielle Selbstmörder, mit unterschiedlichen Schicksalen auf einem Raum. Solche Art von Versuchsanordnung existierte auch bereits vor dem *Zauberberg*. Auf Parallelen verwiesen mich dann einige Romanrezensionen. Unterschiede bleiben aber fundamental. Thomas Manns faszinierendes, großbürgerliches *Zauberberg*-Personal gibt es nicht mehr. Meine Lebensmüden in der *Ludwigshöhe* sind heutige Menschen mit ihren heutigen Nöten wie Überforderung, Entfremdung, Vereinsamung, Zivilisationsschäden.

Oliver Jahraus: In *Königsallee* gibt es neben Thomas Mann eine zweite historische Figur, einen antagonistischen Hotelgast, den man mit Blick und aus Rücksicht auf Thomas Mann am liebsten hinausekeln würde (und es dann auch schafft), weil er die Nazi-Vergangenheit und die deutsche Aggression verkörpert, ohne dass vielleicht allen Lesern seine historische Bedeutung bewusst ist: den Nazi-Militär und Hitlers Feldmarschall Albert von Kesselring, der wegen Kriegsverbrechen sogar zum Tode verurteilt wurde, aber relativ schnell wieder ein freier Mann war. Im Roman wird er mit militärischem Rang angesprochen, aber nie korrekt, und die Rangangaben werden immer niedriger angesetzt, eine fortschreitende Degradierung. Ist das eine Befreiung von den (im Roman noch überall spürbaren) Relikten und Schrecken der Nazi-Vergangenheit, ein Modell der Vergangenheitsbewältigung oder eine gar eine Kritik an Verharmlosung und Verdrängung in der jungen Bundesrepublik?

Hans Pleschinski: Viele Jahre nach *Ludwigshöhe* wurde ich zum Roman *Königsallee* unfreiwillig in die Pflicht genommen, und zwar durch den Fund der Briefe von Thomas Manns Seelenschatz Klaus Heuser. Mit diesen Blättern in der Hand war auf der Stelle klar, dass ich es wagen musste, Manns *Lotte in Weimar* nun auf ihn selbst umzuschreiben, sozusagen als Klaus in Düsseldorf.

Der Blick mittels des Romans in das Jahr 1954 zwang mich, die Gesellschaft jener Zeit aufleben zu lassen. Ohne selbstgerechte Überzeichnung aus sicherer Distanz musste ich Klage erheben gegen die Deutschen, die das Nazi-Unrecht ermöglicht und geduldet hatten. Sie und die Nationalsozialisten sind

für mich die größten Verräter an der deutschen Geschichte, keine Patrioten, sondern Verbrecher. Ich hasse alles Nazi-hafte auch wegen des Missbrauchs von Tugenden wie Treue und Standhaftigkeit, der Vergiftung unserer Sprache, der provozierten Zerstörung unserer Städte und unseres Landes abgrundtief. In das Milieu der schuldbeladenen Nachkriegsgesellschaft musste und konnte ich Thomas Mann eintauchen und für das bessere Deutschland stehen und werben lassen. Unversehens ein erzählerisches Geschenk an mich selbst. Der Feldmarschall und Kriegsverbrecher Kesselring ist hingegen das Widerwärtige in Person. Es war eine Lust, diesen Verräter von Ehre und Gewissen schubweise zu degradieren, am liebsten hätte ich ihn noch zum Rekruten degradiert und in der Hotelküche Kartoffeln schälen lassen. Mir kommt es auf einen Triumph der Menschlichkeit an. Verdrängt wurden damals der Krieg und seine Gräueltaten allerorten, auch in meiner Familie. Aber es war wohl Adenauer, der sagte, man könne nicht ein ganzes Volk austauschen. Viel mehr an Bestrafung der Täter und aktiven Mitläufer wäre meines Erachtens allerdings ein Segen gewesen. Nun sind sie gottlob allesamt vermodert und müssen vielleicht in Dantes *Inferno* Rechenschaft ablegen und werden ins ewige Feuer gestürzt, diese in Wahrheit nationalistischen Vaterlandsverräter.

Der Roman *Königsallee* versucht, die damalige Gemengelage vorzuführen.

Michael Braun: „Man wappnet sich gegen eine Krankheit“, heißt es in Deinem jüngsten Roman *Am Götterbaum*, der in unserer Gegenwart spielt, ohne aber die Pandemie zum Thema zu machen. War es überhaupt eine Überlegung wert,

Corona in den Roman mit hineinzunehmen? Und was hast Du beim Schreiben gewonnen, indem Du Dich davon eher distanziert hast?

Hans Pleschinski: Der Großteil des Romans *Am Götterbaum* entstand vor dem Ausbruch der globalen Seuche. Als sie dann ausbrach, war ich ratlos, wie wohl viele meiner Kollegen und viele Künstler. Die Welt ist von etwas Schrecklichem heimgesucht. Wie reagieren wir darauf? Durch aktuelle Texte? Oder überspielen wir souverän die Zeit, in der ein stupides Virus lebensbestimmend wird? Man wird sehen, ob und welche Corona-Romane erscheinen werden. Ich dachte zuerst, ich kann den *Götterbaum* jetzt nicht veröffentlichen. Er fängt das Infektionsgeschehen, die Drosselung, wenn nicht gar Erdrosselung der bürgerlichen Freiheiten nicht auf. – Eine völlig neuartige Situation auch für einen Autor.

Dann wieder meinte ich, man darf nicht zum Untertan dieses Keims und seiner Folgen werden. Der Mensch und Künstler kann souverän bleiben und gestalten, was er will. Etwas Weiteres aber wurde schnell klar: Nur halbherzig konnte ich das Pandemiegeschehen nicht in den Roman einfügen. Allein die Erwähnung eines Mundnasenschutzes, einer Maske, die auf dem Gehweg liegt, hätte das Romangeschehen vergiftet wie ein Knollenblätterpilz eine Speise. Alles Erzählte um Paul Heyse und um die Damen, die diesem Nobelpreisträger für Literatur von 1910 einen Abend widmen, wäre ins Pandemische gekippt. Ich glaube, mich und das Buch rettete eines, nämlich ein einziger Satz: Am Anfang des Romans werden alle möglichen Bedrohungen unseres Lebens wachgerufen, die Klimakrise, die Lust an Gewalt, eine Demokratiemüdig-

keit. Doch die Figur, die dieses denkt, Revue passieren lässt, hat noch einen zusätzlichen Gedanken, nämlich *Hoffentlich drohten nicht weitere Heimsuchungen*. Der Satz umfängt für den Roman die Pandemie und wirkt wie eine Prophezie.

Im Übrigen ist jeder Text, der ohne das Virus auskommt, wie eine wertvolle Erinnerung an normale Zeiten, die wiederkehren mögen.

Michael Braun: Gleichwohl gibt es einen Seuchen-Roman von Dir, *Pest und Moor*, erschienen 1985. Da leuchtet ein ritterlicher Hanse-Sekretär im 14. Jahrhundert der Pest mit der vorweggenommenen Erfindung von Glühbirnen und Antibiotika heim und stellt damit die Neuzeit her. Wie nützlich sind Satire und Parodie angesichts einer Pandemie?

Hans Pleschinski: *Pest und Moor. Ein Nachtlicht* ist eine toll-dreiste Geschichte, aus einem überschäumenden Lebensgefühl herausgeschrieben. Vielleicht ein Höhepunkt postmoderner Literatur, des freien Erzählens, in diesem Fall unter dem Motto „Heute bin ich gotisch und morgen bin ich blau“. Ich teilte damals meinem Verleger mit: „Ich habe einen Roman geschrieben, der zu einer Zeit spielt, die niemanden interessiert, in einer Landschaft, die keiner kennt, Hinterpommern, mit einer Handlung, die haarsträubend ist.“ Er antwortete: „Prima. Das wird unser Haupttitel.“

Das Mittelalter kam um 1980, auch durch Umberto Eco's *Der Name der Rose*, erst wieder in Mode. Und im Mittelalter konnte ich auch deftige Sexszenen ansiedeln, wortfarbig mit den Epochen spielen, die Pest als äußerste Bedrohung

wirken lassen. Gruseln und Lust verbinden sich in *Pest und Moor*. Mit dem Versuch einer Pandemiebewältigung heute hatte das Buch wenig zu tun, wenn ich jetzt auch entdecke, wie Panik und Hoffnung sich mustergültig auch schon in den Figuren abbilden, die 1348 in Hinterpommern über den Tod nachdenken, nach Schuldigen fahnden, das Leben noch einmal verzweifelt lieben. Insofern sind sie uns nah, meine Hinterpommern von damals, die nicht nur die Pest bekämpfen wollen, sondern obendrein in einem Laboratorium das Individuum erfinden.

Zur authentischen Auseinandersetzung mit einer Seuche, es war Aids, wurde mein dokumentarischer Roman *Bildnis eines Unsichtbaren* von 2002.

Das Sterben und der Tod vieler mir naher und nächster Menschen zwang mich, über diese grauenhafte Zeit Rechenschaft abzulegen: Über die oft jungen Leben, die durch ein Virus vernichtet wurden, über den Kampf besonders heimgesuchter Bevölkerungsgruppen gegen ihre Stigmatisierung, als zum Beispiel der bayerische Innenminister, quasi ein Verbrecher, von einer sinnvollen „Ausdünnung von Randgruppen“ sprach. Bedrohten, Leidenden, Gestorbenen musste ich eine Stimme geben. Es war der schwerste Schreibvorgang meines Lebens, der mich selbst fast meine Gesundheit kostete. Ein bitteres Buch, dem große Aufmerksamkeit zuteil wurde und das unter anderem ins Türkische, Russische übersetzt wurde, was es überdies zu einem Politikum machte. In Russland wurde der öffentliche Verkauf von *Bildnis eines Unsichtbaren* zeitweise verboten. In der Türkei hätte ich nur unter Polizeischutz lesen können. In die bitteren Abschiede, die ich schildere, mischt

sich dennoch der Dank an viele HIV-Opfer, dass ich sie kennenlernen durfte, dass wir überaus glückliche Zeit miteinander verbringen konnten, dass das Leben ein Geschenk ist. Ich wunderte und freute mich, dass in der Rezeption von einem tieftraurigen Buch die Rede davon war, das man zu seiner Bereicherung und oft sogar mit einem befreienden Lachen lesen würde. So geschah im Ansatz die seelische Bewältigung einer Seuche. Die Menschen, die ich kannte und die elend starben, besaßen Witz, Charme und große Tapferkeit. Oft musste man sie lieben. Und die Gefühle von Zuneigung, das Mitgefühl waren und sind die Gegenkraft zu einem geistlosen Virus, das nichts zuwege bringt, als zu vernichten. Die Farben des stets überraschenden Lebens bleiben jedoch unauslöschlich. Diese gute Botschaft vermittelt vielleicht das *Bildnis eines Unsichtbaren*. Der Tod mag drohen, aber hier bin ich.

Michael Braun: Du nimmst Deine Stoffe oftmals aus den Lücken der Literaturgeschichte, aus dem Barock etwa, von „Ahnen, Wegbereitern, Versagern, Abwegigen“, wie es im Vorwort zu Deinem Band *Byzantiner und andere Falschmünzer* heißt. Was ist denn das „Byzantinische“ Deines Erzählens, worauf ist es gemünzt?

Hans Pleschinski: Was erzählerisch und gedanklich bereits gut ausleuchtet ist, lockt mich weniger als die eher dunklen Nischen der Geschichte. Über das antike Rom, über Goethe, über den Expressionismus weiß man vieles, wenn auch nie genug, und ist vieles zugänglich. Meine Wissbegier aber lockte mich in die byzantinische Welt, zu den Dichtern des Barocks oder dann der Empfindsamkeit. Immer und überall lebten Menschen mit ihrer absoluten Lebensfülle, ich heftete

mich an die Fersen der Vergessenen, die gleichwohl ihre Botschaften hinterließen. Das war und bleibt spannend, voller Entdeckungen. „Byzantinisch“ meint gemeinhin „verworfen“, „schwierig“, „dunkel“, eben das facht mein Interesse an. So entstand nicht zuletzt der Essayband *Byzantiner und andere Falschmünzer*, in dem ich mich dem tausendjährigen Ostrom widmete, den imposanten Dramen des Barockdichters Daniel Casper von Lohenstein, dem melancholischen Hymniker Ewald von Kleist, den faszinierenden Erzähltechniken André Gides. Ich hoffe, der Leser kann mit mir Lohenswertes entdecken und sich sagen: Gut, dass ich das jetzt weiß. Die eng verwobene Menschheitsfamilie mit all ihren Mühen um das Schöne und Wahre wird offener, wenn man Lohensteins Dramenverse von 1666 kennt: „Für allen aber ist der Mensch ein Spiel der Zeit. Das Glück spielt mit ihm, und er mit allen Sachen.“ Ein zeitloser Gedanke und ein Juwel der deutschen Sprache.

Michael Braun: Noch eine Frage zu Deinem Erzählen: Das Faszinierende in Deinen Romanen sind die ersten Sätze. Manchmal sind es Wetterdiagnosen: „Von Dämmerung noch keine Spur“, in *Brabant*; „Der Wind frischte auf“, in *Am Götterbaum*. Wie warm müssen sich da Leserin und Leser anziehen?

Hans Pleschinski: Mit Anmerkungen zum Wetter begeben sich manchmal tastend in den Raum eines neuen Romans. Auch ich als Erzähler muss mich erst einmal in die Sphäre, die Stimmung eines neuen Buchs hineinfinden. Sehr behutsam. Blick und Gefühl nehmen dabei vielleicht zuerst das Wetter wahr, in dem die erste Figur auftritt, die ersten gesprochenen

Sätze fallen oder die ersten Gedanken reifen. Das Verfahren, aufs Wetter anzuspielen, ähnelt womöglich einem leisen Streichereinsatz bei einer Ouvertüre oder Symphonie. Aus einer Art von Vibrato kann dann die erste Melodie entstehen. Ein spezieller Wetterroman ist gewiss *Leichtes Licht*, in dem ich die erlösende, transparente Himmelsbläue Teneriffas feiere. Nach diesem Licht ist die Hauptfigur Christine Perlachler süchtig, und das leichte Licht ist vielleicht schon wie das sorgenfreie Jenseits, dazu die schäumende Brandung des Atlantiks. In diesem Fall muss sich der Leser nicht warm anziehen, sondern kann eher die Hüllen seines Gemüts fallen lassen und sich in Luft und Meer baden.

Michael Braun: Und woher kommt Deine Vorliebe für bürgerliche Figuren, für die „konservativ“ bedeutet, äußere Form und Anstand mit einer „Liberalität im Inneren“ zu verbinden?

Hans Pleschinski: Dieses moderate Ideal von Menschen, die zivilbürgerlich leben und zugleich dem privaten Menschen alle private Freiheit zugestehen, also bürgerliche Verantwortung mit Toleranz und Liberalität vereinen, rührt gewiss aus meiner Herkunft. Ich stamme aus einem norddeutschen Handwerkerhaushalt, aus einer Schmiede, wo Fleiß und Zuverlässigkeit entscheidend waren. Gleichzeitig war dort nichts verbiestert. Es wurde opulent gefeiert, und unser Haus stand den unterschiedlichsten Gästen offen. Es war beinahe wie ein Taubenschlag. Ein schlichter Leitspruch meines Vaters lautete: „Wer feiert, kann auch arbeiten.“ Die Ergänzung galt ebenso: Wer arbeitet, darf auch feiern. Der gesamte kleine Heimatort Wittingen war für mich eine Spiel-

wiese, natürlich mit Pflichten, aber auch mit viel Wald in der Umgebung, Tieren, manchmal absonderlichen Menschen. Doch dies Gemeinwesen unter einem weiten Himmel funktionierte. Daher stammt wahrscheinlich meine Achtung vor der bürgerlichen Freiheit, dem *leben und leben lassen*.

Michael Braun: Meine letzte Frage bezieht sich auf den Roman *Brabant*, der in der Begründung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung besonders gewürdigt wird. Sibylle Lewitscharoff (2007) und Norbert Lammert (2021) haben gesagt, dass dieser Stoff geradezu nach einer Verfilmung rufe. Wen würdest Du Dir denn als Regisseur wünschen: Steven Spielberg oder Florian Henckel von Donnersmarck?

Hans Pleschinski: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Die Tür der Mühle steht noch offen. Filme sind teuer, und als Autor kann ich nicht den entscheidenden Anstoß geben. – Alle Fragen der sogenannten Weiterverwertung von Büchern sind ein eigenes Schlachtfeld. – Beim Schreiben von *Brabant. Roman zur See* hatte ich bisweilen Federico Fellinis *E la nave va / Schiff der Träume* vor Augen. Immerhin gibt es von Christine Wunnicke schon ein erstklassiges Brabant-Hörspiel. Bücher existieren länger als seine Autoren. Computeranimationen erleichtern heute vieles. So mag denn irgendwann meine Fregatte und ihre Crew mit ihrer Parole „Europa und Liebe“ kämpferisch und cineastisch in See stechen. Es könnte ein fulminantes Filmepos mitsamt Kanonendonner, hitzigen Debatten, Bekenntnissen, Jubelfeiern und fast allerschlingendem Seesturm werden.

(Das Interview wurde im Dezember 2020 online geführt.)

Zeittafel

Hans Pleschinski

- 1956** Geboren in Celle, aufgewachsen in der niedersächsischen Stadt Wittingen.
- 1976 ff.** Studium der Germanistik, Romanistik und Theaterwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Mitarbeiten in Galerien, als Komparse an der Bayerischen Staatsoper und am Gärtnerplatztheater und als Statist in Filmen von u. a. Ingmar Bergmann, Rainer Werner Fassbinder und Klaus Lembke.
- 1984–2020** Freier Mitarbeiter des Bayerischen Rundfunks.
- 1984** Der Debütband mit Satiren erscheint: *Frühstückshörnchen* (Atelier Edition im Machwerk Verlag). Beim Zürcher Haffmans Verlag erscheinen *Nach Ägypten [sic!]. Ein moderner Roman* und die Erzählung *Gabi Lenz. Werden & Wollen. Ein Dokument*, für die der Autor den Hungertuch-Preis des VS-Hessen für einen Debütroman erhält.
- 1985** Der Roman *Pest und Moor. Ein Nachtlicht* erscheint bei Haffmans. Stipendium des German Marshall Fund of the U. S.
- 1986** Der Roman *Der Holzvulkan. Bericht einer Biographie* erscheint bei Haffmans (Neuauflagen bei Michael Kröger 1994 und bei C. H. Beck 2014). – Literaturförderpreis des Landes Niedersachsen und Literaturförderpreis des Freistaats Bayern.
- 1990** Stipendium des Deutschen Literaturfonds für den Briefwechsel *Voltaire – Friedrich der Große*.
- 1992** Von Hans Pleschinski übersetzt, kommentiert und herausgegeben, erscheint *Aus dem Briefwechsel Voltaire – Friedrich der Große* bei Haffmans (revidierte Neuausgabe bei Hanser 2011).
- 1993** *Ostsucht. Eine Jugend im deutsch-deutschen Grenzland* erscheint bei C. H. Beck, die Erzählung *Die Wunder von Glogau. Eine Geschichte* im Christian Rohr Verlag.
- 1995** *Brabant. Roman zur See* erscheint bei Schöffling (bearbeitete Neuausgabe 2005 bei dtv, mit einem Nachwort von Hans-Rüdiger Schwab). Tukan-Preis der Stadt München.
- 1996** In Hans Pleschinskis Übersetzung erscheint Marc Davids Roman *Farinelli* bei Limes.

- 1997** Der Essayband *Byzantiner und andere Falschmünzer. Elf Lichter im Dunkel* erscheint bei Schöffling.
- 1999** „Ich werde niemals vergessen, Sie zärtlich zu lieben“. *Madame de Pompadour. Briefe* sowie „Seien Sie immer heiter, wenn Sie schön bleiben wollen“. *Madame de Pompadours Ratschläge an die Welt*, beide übersetzt und herausgegeben von Hans Pleschinski, erscheinen bei Hanser.
- 2000** *Zerstreuung. Spanische Novelle* (mit einem Nachwort von Matthias Politycki) erscheint in der Zürcher Edition Epoca. Eine von Hans Pleschinski herausgegebene und kommentierte Anthologie von E. T. A. Hoffmanns *Erzählungen* erscheint im Hanser Verlag.
- 2002** Der Roman *Bildnis eines Unsichtbaren* erscheint im Hanser Verlag.
- 2004** Stadtschreiber von Amman, Jordanien. Unter der Regie von Hans Pleschinski erscheint das Hörbuch „Ich werde erstickt, wenn ich dieses nicht gesagt hätte.“ *Kommentierte Briefe der Liselotte von der Pfalz* erscheint im Antje Kunstmann Verlag.
- 2005** Der Roman *Leichtes Licht* erscheint im C. H. Beck Verlag.
- 2006** Hannelore Greve Literaturpreis.
- 2007** *Verbot der Nüchternheit. Kleines Brevier für ein besseres Leben. Erzählungen* erscheint mit einem Nachwort von Sibylle Lewitscharoff bei C. H. Beck.
- 2008** Der Roman *Ludwigshöhe* erscheint bei C. H. Beck. Writer in Residence an der Miami University in Oxford (Ohio). Nicolas-Born-Preis.
- 2009** Stern des Jahres der *Abendzeitung* München für den Roman *Ludwigshöhe*.
- 2011** *Nie war es herrlicher zu leben. Das Geheime Tagebuch des Herzogs von Croÿ* erscheint in der Übersetzung von Hans Pleschinski bei C. H. Beck.
- 2012** Chevalier dans l'ordre des Arts et des Lettres. Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Ernst-Hoferichter-Preis.
- 2013** Der Thomas-Mann-Roman *Königsallee* erscheint bei C. H. Beck.
- 2014** Niederrheinischer Literaturpreis und Literaturpreis der Stadt München

2015– Direktor der Abteilung Literatur der Bayerischen
2018 Akademie der Schönen Künste.

2016 Hans Pleschinski gibt die Memoiren „*Ich war glücklich, ob es regnete oder nicht.*“ *Lebenserinnerungen von Else Sohn-Rethel* bei C. H. Beck heraus.

2018 Der Gerhart-Hauptmann-Roman *Wiesenstein* erscheint bei C. H. Beck. Aus dem Französischen übersetzt, erscheint der Roman *Philippe Besson: Hör auf zu lügen* bei Bertelsmann. Die erste Tagung über Hans Pleschinskis Werke findet am 15. Juni 2018 in der Monacensia im Hildebrandhaus statt und wird im Folgejahr in dem Sammelband *Eleganz und Eigensinn. Studien zum Werk von Hans Pleschinski* (hrsg. von Laura Schütz und Kai Wolfinger) dokumentiert.

2019 Stern des Jahres der Abendzeitung München für den Roman *Wiesenstein*.

2020 In Zusammenarbeit von Goethe Institut Paris und Konrad-Adenauer-Stiftung Paris und Berlin entsteht der Kurzfilm *Hans Pleschinski: Lauréat du prix littéraire 2020 de la Fondation Konrad Adenauer* (online auf: <https://www.goethe.de/ins/fr/de/kul/sup/vid.html>).

2021 Der Paul-Heyse-Roman *Am Götterbaum* erscheint bei C. H. Beck. Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2020 (Verleihung am 15.11.2021). Euregio Übersetzerpreis.

(Stand: Januar 2022)

Laudatorin 2020/21

Karin Prien

Geboren 1965 in Amsterdam, Niederlande. Ab 1984 Studium der Rechts- und Politikwissenschaften in Bonn, Erstes juristisches Staatsexamen 1989. 1986 bis 1989 studentische Mitarbeiterin des Pressesprechers des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker. 1990 bis 1991 Postgraduiertenstudium in Amsterdam, Schwerpunkt Internationales Handelsrecht, Abschluss: LL. M. 1991 bis 1994 Referendariat in Hannover, Zweites juristisches Staatsexamen.

Seit 1994 Rechtsanwältin im Tätigkeitsschwerpunkt Wirtschafts- und Insolvenzrecht in Hannover und Leipzig und Hamburg, seit 2008 Fachanwältin für Handels- und Gesellschaftsrecht, Wirtschaftsmediatorin, Partnerin der Rechtsanwaltskanzlei Prinzenberg Prien & Partner Rechtsanwälte. Seit dem 28. Juni 2017 Ministerin für Bildung, Wissenschaft und Kultur des Landes Schleswig-Holstein.

Seit 1981 Mitglied der CDU, Februar 2011 bis Februar 2015 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Mitglied des Fraktionsvorstandes Fachsprecherin Wirtschaft und Schule, 2010 bis 2018 Mitglied des Landesvorstandes der CDU Hamburg, Februar 2015 bis Juli 2017 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, stellvertretende Fraktionsvorsitzende der CDU-Bürgerschaftsfraktion, Fachsprecherin für Schule, Flüchtlinge und für Verfassung, Geschäftsordnung und Wahlprüfung. Seit Mai 2018 Sprecherin des Jüdischen Forums der CDU. Seit November 2018 Stellvertretende Landesvorsitzende der CDU Schleswig-Holstein. Seit Juni 2019 Vorsitzende des

Bundesfachausschusses Bildung, Forschung und Innovation der CDU. 2022 Präsidentin der Kultusministerkonferenz für das Jahr 2022.

Jury 2020

Prof. Dr. Oliver Jahraus

Geboren 1964 in Kempten/Allgäu. 1984 bis 1990 Studium der Germanistik (Neuere deutsche Literaturwissenschaft und germanistische Linguistik) und Philosophie in München. 1990 Magister Artium. 1991 bis 1992 Promotionsstipendium der LMU, Promotion 1992. 2001 Habilitation in Bamberg mit einer Arbeit über Literatur als Medium. Seit 2005 Inhaber des Lehrstuhls für Neuere deutsche Literatur und Medien an der LMU München. Vom WS 2005/06 bis SS 2007: Vorstand des Instituts für Deutsche Philologie der LMU. Vom WS 2007/08 bis SS 2009: Dekan der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften der LMU. Seit 2007 Vertrauensdozent der Konrad-Adenauer-Stiftung. Vom WS 2009/2010 bis SS 2011: Bologna-Beauftragter der LMU. Seit 2010 Vorsitzender des Beirats für Literatur und Übersetzungsförderung des Goethe-Instituts. Seit 2011 Co-Sprecher des Promotionskollegs der Hanns-Seidel-Stiftung „Erkennen und Gestalten. Kompetenzbildung in den ästhetischen Fächern und Fachbereichen“. 2015 bis 2016: Senior Researcher am Center for Advanced Studies der LMU mit dem Projekt „Versachlichung und Verdinglichung als Leitkategorien der Medienkultur der Weimarer Republik“. 2016 bis 2017: Fellow am Internationalen Kolleg Morphomata an der Universität zu Köln. Seit 2019 Vizepräsident für den Bereich Studium der LMU.

Jüngste Publikationen: *Faust und die Wissenschaften: aktuelle Zugänge und Perspektiven in wissenschaftlicher Vielfalt* (Hrsg., mit Elisabeth Weiss und Hanni Geiger, 2019), *Sigmund Freud: Das Unheimliche* (Hrsg., 2020), *Prekäre Identitäten. Historische*

Umbrüche, ihre politische Erfahrung und literarische Verarbeitung im Werk Alexander Lernet-Holenias (Hrsg., mit Margit Dirscherl, 2020).

Prof. Dr. Birgit Lermen

Professorin em. Für Neuere Deutsche Literatur an der Universität zu Köln. Gründungsvorsitzende der Jury des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung (1993 bis 2014), Mitglied u. a. der Jury des Düsseldorfer Heine-Preises (2008 bis 2014). Mitglied der Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt. Auszeichnungen mit dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kultur I. Klasse, Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland (2015).

Jüngste Publikationen: *Europa im Wandel: Literatur, Werte und Europäische Identität* (Mithrsg., 2004 und 2006), *Interpretationen. Gedichte von Else Lasker-Schüler* (Mithrsg., 2010), *Stefan Andres: Werke in Einzelausgaben* (Mithrsg., neun Bände, 2008–2019), „*es stand / Jerusalem um uns*“. *Jerusalem in Gedichten des 20. und 21. Jahrhunderts* (Hrsg., mit Verena Lenzen, 2016).

Christine Lieberknecht

Geboren 1958 in Weimar. 1982 erstes theologisches Examen. 1982 Vikariat in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen. 1984 zweites theologisches Examen. 1984 bis 1990 Pastorin im Kirchenkreis Weimar. Seit 1991 Mitglied des Thüringer

Landtags. 1990 bis 1992 Thüringer Kultusministerin. 1992 bis 1994 Thüringer Ministerin für Bundes- und Europaangelegenheiten, Bevollmächtigte beim Bund. 1994 bis 1999 Thüringer Ministerin für Bundesangelegenheiten in der Staatskanzlei, Bevollmächtigte des Freistaats beim Bund. 1999 bis 2004 Präsidentin des Thüringer Landtags. Vom 5. Juli 2004 bis 7. Mai 2008 Vorsitzende der CDU-Fraktion im Thüringer Landtag. Vom 8. Mai 2008 bis 30. Oktober 2009 Thüringer Ministerin für Soziales, Familie und Gesundheit. Vom 30. Oktober 2009 bis 5. Dezember 2014 Thüringer Ministerpräsidentin. 2013 Mérite Européen in Gold. Präsidentin des Kuratoriums Deutsche Einheit e. V. (2003 bis 2018), Mitglied im Kuratorium der EKD zur Vorbereitung des Reformationsjubiläums 2017, seit 2009 Mitglied im Vorstand der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Vorsitzende des Kuratoriums Deutsche Einheit e. V. u. a.

Felicitas von Lovenberg

Geboren 1974 in Münster. Schulabschluss am United World College of the Atlantic, Studium in Bristol und Oxford. 1998 Eintritt ins Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*; ab 2008 Leiterin des Literaturressorts. Seit 2008 Moderation der SWR-Sendung „Literatur im Foyer“. Seit 2016 Verlegerin des Piper Verlags. Seit 2009 Mitglied im Kuratorium des Kulturfonds Frankfurt RheinMain. Seit 2012 Mitglied im Stiftungsrat des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels. Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik (2003), Ernst-Robert-Curtius-Förderpreis für Essayistik (2007), Hildegard-von-Bingen-Preis (2011).

Jüngere Publikationen: *Jane Austen. Ein Porträt* (2007), *Mein Lieblingsmärchen. 101 Verführungen zum Lesen* (2007), *Und plötzlich war ich zu sechst. Aus dem Leben einer ganz normalen Patchwork-Familie* (2014), *Gebrauchsanweisung fürs Lesen* (2018), *Lob der guten Buchhandlung* (Hrsg., 2020).

Ijoma Mangold

Geboren 1971 in Heidelberg. Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie in München (LMU), Bologna und Berlin (HU). Start ins Berufsleben bei der *Berliner Zeitung*. Von 2001 bis 2009 Feuilletonredakteur der *Süddeutschen Zeitung*. Seither bei *Die Zeit*: seit 2011 in der Berliner Redaktion, seit 2013 als Literaturchef. Juror beim Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt (seit 2007). Mitglied der Jury des Deutschen Buchpreises (2007) und des Candide-Preises (seit 2006) sowie der SWR-Bestenliste. Moderierte zusammen mit Amelie Fried die ZDF-Literatursendung *Die Vorleser* (2009 bis 2010). Mitglied des Moderatorenquartetts der Literatursendung „lesenswert“ des SWR-Fernsehens. Berufung als Mitglied der Jury der Villa Massimo (2022 bis 2014). Berliner Preis für Literaturkritik (2007). Gastprofessur für Literaturkritik an der Universität Göttingen (2008/09) und Max Kade Critic an der Washington University of St. Louis (2016). Stipendium in der Villa Aurora (2020).

Jüngste Publikationen: *Das deutsche Krokodil. Meine Geschichte* (2017), *Der innere Stammtisch. Ein politisches Tagebuch* (2020). Seit Juli 2020 Podcast „Die sogenannte Gegenwart“ für *Die Zeit* mit Lars Weisbrod und Nina Pauer.

Prof. Dr. Friedhelm Marx

Geboren 1963 in Greven, Westfalen. Studium der Germanistik und Katholischen Theologie von 1984 bis 1986 an der Eberhard Karls-Universität Tübingen und von 1986 bis 1987 an der University of Virginia, Charlottesville, von 1987 bis 1990 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Erstes Staatsexamen 1990. Promotion 1994, Habilitation 2000. Max Kade Distinguished Visiting Professor Gastprofessur am German Department der University of Notre Dame (USA) 2000. Seit April 2004 Lehrstuhlinhaber für Neue deutsche Literaturwissenschaft an der Otto Friedrich Universität Bamberg. Von 2006 bis 2007 Prodekan der Fakultät Sprach- und Literaturwissenschaften, von 2007 bis 2009 Dekan der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften. Von 2009 bis 2011 Mitglied des Senats und des Universitätsrates der Universität Bamberg, von 2011 bis 2013 Vorsitzender des Senats und stellvertretender Vorsitzender des Universitätsrates der Universität Bamberg. Vertrauensdozent der Konrad-Adenauer-Stiftung und Vertrauensdozent der Max-Weber-Stipendiaten. Seit 2006 Vizepräsident der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft. Von 2014 bis 2020 Mitglied der Jury zur Vergabe des E. T. A.-Hoffmann-Preises und des Kulturförderpreises der Stadt Bamberg, von 2016 bis 2019 Mitglied der Jury zur Vergabe des Kunstförderpreises (Literatur) des Freistaats Bayern, seit 2015 Vorsitzender der Jury zur Vergabe des Thomas-Mann-Literaturpreises der Hansestadt Lübeck und der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Seit 2017 Vorsitzender des Bamberger Theatervereins, seit 2020 korrespondierendes Mitglied der

Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Von Juli bis September 2021 Fellow im Thomas Mann House in Pacific Palisades, USA.

Jüngste Publikationen: *Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung* (Hrsg., mit Andreas Blödorn, 2015), *Über Grenzen. Texte und Lektüren der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* (Hrsg., mit Stephanie Catani, 2015), *Auszeit. Ausstieg auf Zeit in Literatur und Film* (Hrsg., mit Stephanie Catani, 2021), „*Unser Leben ist ein Gespräch*“. *Beiträge zum Werk von Tankred Dorst und Ursula Ehler* (Hrsg., mit Ingrid Bennewitz, 2020), *Wunschort und Widerstand. Zum Werk Uwe Timms* (Hrsg., mit Martin Hielscher, 2020), *Mythos – Geschichte – Gegenwart. Beiträge zum Werk Michael Köhlmeiers* (Hrsg., mit Simone Ketterl und Jonas Meurer, 2021 [= Literatur & Gegenwart, Bd. 5]). Zahlreiche Publikationen zu Thomas Mann, derzeit Arbeit am Band der *Großen Kommentierten Frankfurter Ausgabe* mit den Essays Thomas Manns von 1926 bis 1933.

Literaturpreis der
Konrad-Adenauer-Stiftung
1993–2019

Literaturpreis 1993

Sarah Kirsch

Literaturpreis 1994

Walter Kempowski

Literaturpreis 1995

Hilde Domin

Literaturpreis 1996

Günter de Bruyn

Literaturpreis 1997

Thomas Hürlimann

Literaturpreis 1998

Hartmut Lange

Literaturpreis 1999

Burkhard Spinnen

Literaturpreis 2000

Louis Begley

Literaturpreis 2001

Norbert Gstrein

Literaturpreis 2002

Adam Zagajewski

Literaturpreis 2003

Patrick Roth

Literaturpreis 2004

Herta Müller

Literaturpreis 2005

Wulf Kirsten

Literaturpreis 2006

Daniel Kehlmann

Literaturpreis 2007

Petra Morsbach

Literaturpreis 2008

Ralf Rothmann

Literaturpreis 2009

Uwe Tellkamp

Literaturpreis 2010

Cees Nooteboom

Literaturpreis 2011

Arno Geiger

Literaturpreis 2012

Tuvia Rübner

Literaturpreis 2013

Martin Mosebach

Literaturpreis 2014

Rüdiger Safranski

Literaturpreis 2015

Marica Bodrožić

Literaturpreis 2016

Michael Kleeberg

Literaturpreis 2017

Michael Köhlmeier

Literaturpreis 2018

Mathias Énard

Literaturpreis 2019

Husch Josten

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2022, Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., Berlin.

Die Beiträge sind in der von den Autor:innen gewählten Rechtschreibung abgedruckt.

Redaktion: Michael Braun und Miriam Fiordeponi.

Titelfoto: Christoph Mukherjee. Mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Fotos im Innenteil: Juliane Liebers,
Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

Gestaltung: yellow too Pasiak Horntrich GbR.

Druck: Kern Druck, Bexbach.

Printed in Germany.

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Bundesrepublik
Deutschland.



